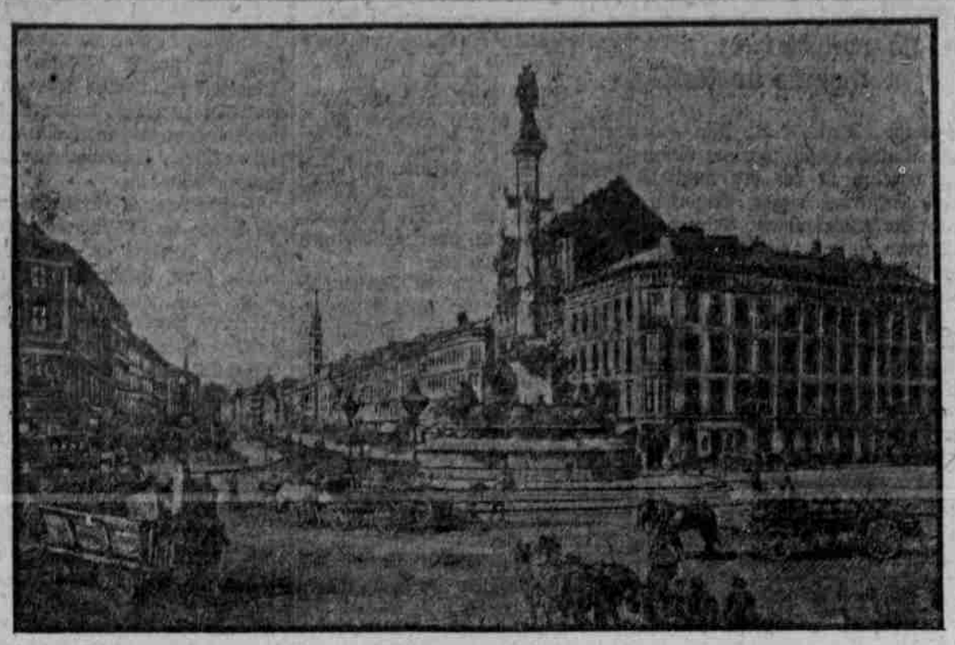

Praterstraße in Wien.

Wiener Brief.

Von **Hugo Bettauer.**

Wien's erschütternde Notlage. Hunger und Kälte die furchtbarsten Feinde. — Schreckensnachrichten jeden Tag. — Auch Selbsthilfe tut not.

Wien, 17. November.
XVIII Währingerstraße 72.

Der Polizeibericht meldet kurz und bündig: „Der Oberlandesgerichtsrat Universitätsprofessor Dr. Josef Kraus hat beim Holzfällen auf dem Vogelsangberg bei Wien einen schweren Unfall erlitten. Durch einen Fehlhieb traf er mit der Hacke seinen Fuß und verletzte sich derart schwer, daß er von der Rettungsgesellschaft nach Hause gebracht werden mußte. Sein Zustand ist bedenklich."

Blitzartig erleuchtet dieser Vorfall das Leben, das wir führen. Ein früher Winter ist hereingebrochen, Schneeflocken wirbeln durch die Luft und nur zur Mittagszeit steigt die Quecksilbersäule über den Nullpunkt hinaus. Und Wien friert bitterlich, frieret, wie es niemand ermessen kann, der nicht Aehnliches miterlebt hat. Dieser erschütternd geistvolle Friedensvertrag, bei dem der gute amerikanische Wille dem Haß erlegen ist, hat ein verstümmeltes Land geschaffen, das nahezu gar keine Kohle besitzt. Und da Deutschland mit Aufgebot aller Kraft uns nur geringe Mengen dieser schwarzen Diamanten schicken kann und die Tschechoslovakei nicht liefern will, so sind wir zum langsamen aber sicheren Tod durch Erfrieren verurteilt. Wohlgemerkt —man stirbt nicht gleich daran, aber man geht zugrunde, die Industrien liegen brach und der häusliche Herd bleibt kalt. Die Situation ist so furchtbar, wie sie nur sein kann. Jeder Haushalt bekommt für die Beheizung der Wohnung und des Küchenherdes zusammen — gleichgiltig wie groß die Wohnung ist und wie viel Personen sie beherbergt — sieben Kilogramm Kohle wöchentlich, das sind etwa fünfzehn amerikanische Pfund! Der verehrte Leser lächelt, nicht wahr? Nun, wir würden auch gerne lachen, aber das Lächeln erfriert uns auf den blutleeren Lippen. Ich höre den Einwand: „Man kann ja mit Gas heizen!" Oh ja, man könnte, wenn die Stadt Gaskohle hätte. Da sie die aber nicht hat und von einem Tag zum anderen nur mühsam den Betrieb aufrecht halten kann, so darf man für Beleuchtung und den eventuellen Gasherd zusammen nicht mehr als einen Kubikmeter per Tag verbrauchen. Das ist gerade genug, um eine Gasflamme durch ein paar Stunden brennen zu lassen oder das Frühstück auf dem Gasherd zu kochen!

Aber Holz, wie steht es denn damit? Oesterreich ist doch ein holzreiches Land, Wien hat Wälder vor den Toren! Oh, wir haben Holz, aber nicht die Wagen, die Pferde, um es herbeizuschaffen, nicht die menschlichen Kräfte, um es schlagen zu lassen. Die Stadt Wien sucht Holzfäller bei einem Tagelohn von dreißig Kronen (sechs Dollars Friedenskurs) per Tag, aber niemand meldet sich, weil man sich für diesen Betrag nicht einmal eine ordentliche Mahlzeit kaufen kann. Also geht der Oberlandesgerichtsrat und Universitätsprofessor, der mit seinem Einkommen längst auf der Stufe eines Kohlenkutschers steht, nach Hütteldorf, schlägt Holz und verletzt sich dabei schwer.

Mit dem Oberlandesgerichtsrat gehen aber hunderttausende Holz fällen. Alte und Junge, Frauen und Männer. Die Tippmamsell läßt die Schreibmaschine stehen, der Buchhalter sein Hauptbuch, der Arzt die Patienten — alles zieht mit alten Kinderwagen, Karren und Rucksäcken nach dem Wiener Wald, um so viel Holz zu holen, daß man wenigstens einmal die Illusion eines warmen Zimmers hat, wenigstens einen Tag lang die Rüben und Bohnen gar kochen kann. Und der Wiener Wald, dieser herrliche Wiener Wald, den der Wiener einmal mit Inbrunst geliebt und besungen hat, stirbt! Uralte Bäume sind ihrer Rinde beraubt, verlieren die Zweige, immer größere Waldflächen werden kahl und farbig, von Stunde zu Stunde wird die Verwüstung ungeheuerlicher, vergebens erläßt der Bürgermeister einen Aufruf nach dem anderen an die Bevölkerung, sie möge sich nicht noch ärmer machen, als sie ohnedies ist, sie möge den heiligen Wald nicht ermorden — vergebens! Tag für Tag pilgern Legionen hinaus nach Hütteldorf, Neupaldegg, auf den Hermanskogel, und meilenweit hört man die Zweige krachen, das Holz splittern und fallen! Der Wald weint und schreit, er wehrt sich gegen das große Sterben. In der köstlichen Hauptalleee des Praters aber müssen alle Bäume umkommen, weil ihnen frierende verzweifelte Hände die Rinde abgerissen haben, daß ihr Fleisch bloßliegt.

Oh, Ihr, die Ihr fünf Jahre der Heimat fern gewesen, laßt alle Hoffnung fahren, bevor Euer Fuß Wien wieder betreten wird!

Und inmitten all der dumpfen Verzweiflung gellt plötzlich ein Schrei des Entsetzens durch die Stadt, läßt sogar unsere Nachbarn und die fremdländischen Gäste in den warmen Räumen der Missionen und Hotels erschauern. Vier Säuglinge sind erfroren! In der Gebärklinik hat es sich zugetragen, daß die Pflegeschwestern schreiend und weinend den Arzt holten und ihm zuriefen: „Er hat statt der zwanzig Grade Celsius, die die Neugeborenen brauchen, nur deren zehn und die armen Würmer werden kalt und blau und leblos!" Der Arzt ruft den Professor, dieser stürzt zum Telephon und alarmiert die Behörden — es war zuspät! Bevor eine Fuhre Kohle irgendwie zusammengekratzt und herbeigeschafft war, mußten vier Kinder ihr junges Leben aushauchen! Und da schrie es auf in Wien und die Amerikaner und Italiener und Franzosen sahen einander entsetzt an und sie begannen mit den Tschechen ein kräftiges Wort zu sprechen und ein paar Züge mehr als sonst kamen mit Kohle angerollt und in den Sälen der Gebärklinik wird es jetzt wohl geradeso warm sein, daß die Kinder mit dem Leben davonkommen. Und Wien friert weiter. — Eben aber, da ich diesen Brief schreibe, kommt neue Schreckensbotschaft. Die Zubußen für Kinder bis zum vollendeten zweiten Lebensjahr müssen von heute an eingestellt werden. Diese Kinder halten nämlich im Monat zwei Pfund sogenannter „Nahrungszubußen" in Gestalt von Gries oder Haferflocken bekommen. Aus und erledigt! Das Mehl reicht kaum noch zur Brotbereitung, Haferflocken kommen aus dem Ausland nicht mehr herein, die Zubußen haben ihr Ende gefunden, und das bedeutet nach dem Ausspruch der Wiener Kinderärzte das Todesurteil für tausende von Babies, die in den nächsten Wochen zugrunde gehen werden!

* * *

Der Sektionschef eines österreichischen Staatsamtes hatte sich durch besondere Protektion und durch Vermittelung der amerikanischen Mission für seine Amtsräume, an die seine Wohnung sich anschließt, eine Fuhre Kohle beschafft. Die Kohle kam in einem amerikanischen Lastautomobil an, und zwei Negersoldaten luden sie ab. Witz des Schicksals, Groteske unserer Zeit! Jeder dieser beiden schwarzen Soldaten bekommt drei Dollar Tageslohn, das sind also dreihundert Kronen oder deren neuntausend im Monat. Der Sektionschef aber hat einen Gehalt von zweitausend monatlich! Und es ereignete sich, daß der Herr Sektionschef, nach dem Minister der höchste Beamte, mit seiner Familie eine Blutwurst mit Sauerkraut als Mittag verzehrte, während die beiden Soldaten sich aus dem Wirtshaus Suppe, Roastbeef, Salat und Torte holten. Und es ereignete sich, daß das Söhnchen des Sektionschefs in unbewachtem Moment in die Küche ging und dort als Gast der schwarzen Herren die Köstlichkeiten mit verzehrte, die ihm unbekannte Genüsse waren!

* * *

Die amerikanische Kinderhilfsaktion unter Leitung des unendlich tüchtigen und willensstarken Dr. Herman Geist geht jetzt mit Bewilligung Mr. Hoovers daran, eine große Anzahl von Gemeinschaftsküchen zu etablieren, die dem Mittelstand zu mäßigem Preise eine halbwegs ausreichende Mahlzeit bieten werden. Die Mittel hiezu müssen aber in Oesterreich selbst aufgebracht werden und die Nahrungsstoffe soll Jugoslavien liefern. Da Amerika, respektive die hiesige Mission, diesem — neuen Reich gegenüber mehr Autorität hat, als unsere Regierung, dürfte die Geschichte auch klappen und einige hunderttausend Menschen, denen es an jedem Heizungs- und Brennmaterial mangelt, werden die Möglichkeit haben, einen Teller Suppe und eine Schüssel Gemüse auf diese Art zu bekommen.

Die amerikanische Hilfsmission hat aber noch einen anderen sehr hübschen Einfall gehabt. Sie hat Plakate herstellen lassen, die zwei Bilder zeigen. Auf dem einen reicht Onkel Sam halb verhungert aussehenden Kindern Nahrung, auf dem anderen füttert Austria lachende Kinder. Das erste Bild trägt die Unterschrift: „Heute hilft euch Amerika!", das andere Bild: „Morgen werdet Ihr Euch selbst helfen müssen!"

Das ist eine sehr ernste, sogar ein wenig beschämende Mahnung, aber sie ist wahrhaftig berechtigt! Und unwillkürlich gelangt man zur selbstquälerischen Frage, ob das alles so kommen mußte, ob das Elend, in dem wir jetzt ersticken, unabwendbar war. Die Antwort darauf zu finden, ist schwer und peinlich. Natürlich ist es heute sehr leicht, rückblickend zu kritisieren und zu sagen, daß dies und jenes besser hätte gemacht werden können. Nicht leugnen aber kann man, daß schwere, katastrophale Fehler begangen wurden, die mitschuldig an der Not von heute sind. Vergegenwärtigen wir uns nur die Situation in den Umsturztagen von 1918. Ueber Nacht war die Front in Italien zusammengebrochen, hatte sich ein tausendjähriges Reich aufgelöst. Sehr geschickt benützten die Sozialdemokraten die allgemeine Verwirrung, die Panik, das Entsetzen, das sich des Bürgertums bemächtigte, um von der Ballustrade des Parlamentes aus die Republik Deutschösterreich zu proklamieren. Und Bauer und Bürger, Jung und Alt, Reich und Arm jubelte ihnen zu, weil es in dieser Republik die neue Zeit, die Erlösung von allem ererbten Uebel, die wahre Freiheit erblickte. Dieser Taumel hielt bis zu den Wahlen im Vorfrühling an, die weitesten Bürgerkreise gaben den Sozialisten ihre Stimmen, ließen die eigenen Kandidaten fallen, so daß die Nationalversammlung fast zu gleichen Hälften aus den bäuerisch-christlichsozialen und den sozialdemokratischen Abgeordneten zusammengesetzt ist. Im Ministerium sind wohl auch die Christlichsozialen vertreten, die wichtigsten Portefeuilles haben aber die Sozialisten inne und in Wirklichkeit sind sie es, die das Land regieren.

Was haben aber nun die neuen Herren getan, um Ordnung zu schaffen und den Wiederaufbau zu ermöglichen? Zunächst sei zugegeben, daß sie durch eine außerordentlich geschickte Taktik den Uebergang ohne Blutvergießen ermöglichten. Verwildert strömten die Soldaten heimwärts, sofort gab es hunderttausende von Arbeitslosen, die kommunistischen und bolschewistischen Schlagworte verwirrten die Köpfe — aber es kam zu keinen ernstlichen Straßenkämpfen, es blieb dabei verhältnismäßig ruhig und ordentlich. Das war meisterhafte Arbeit, die die Führer Renner, Seitz und Bauer geleistet hatten, dadurch, daß sie sofort an die Arbeitslosenunterstützung schritten und die ganze Macht der Volkswehr und den Soldatenräten übertrugen. Die radikalsten Elemente hatten dadurch die ganze Verantwortung übernommen und man weiß ja, wie das ist. Der rabiateste Radikalismus wird bedächtig, wenn er die Macht hat, seine Ideen durchzuführen. Nach und nach gelang es dann, die Volkswehr, die eine zeitlang kommunistisch war, umzuorganisieren, die Soldatenräte auf einen sehr engen Wirkungskreis zu beschränken, und heute hat der Kommunismus bei uns ausgespielt, ist gefahrlos geworden.

Das ist aber eigentlich so ziemlich alles Gute, was ich der sozialdemokratischen Regierung nachrühmen kann. Sonst hat sie auf allen Linien versagt, von den großen Kulturfragen, wie Einführung der obligatorischen Civilehe, Trennung von Kirche und Staat, Aufhebung des zwangsweisen Religionsunterrichtes in den Schulen etc., nicht eine einzige gelöst und die kostbare Zeit mit sozialpolitischen Experimenten vertrödelt. Vor allem aber ist es hier gelungen, sich das Bürgertum und die Intelligenzkreise völlig zu entfremden, die fähigen Menschen von jeder Mitarbeit auszuschließen, wenn sie nicht Sozialisten sind. Der Kaufmann, der Fabrikant, der Unternehmer fühlt sich verfolgt und an die Wand gedrückt und folgerichtig arbeitet er am Ganzen nicht mit, sabotiert, wo er kann, verliert jedes Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem neuen Staatswesen, ergreift die Steuerflucht ins Ausland, verschleppt sein Vermögen, leistet passive Resistenz, wo es nur möglich ist. Hätte man aber andere Wege eingeschlagen, von allem Anfang an das private Kapital mobilisiert und zu Hilfe gerufen, die großen Warenzentralen aufgelöst und der privaten Initiative vollen Spielraum gewährt, dann wäre manches anders geworden und wahrscheinlich würde das Elend nicht so entsetzlich sein, wie es eben ist. Nach dem Umsturz blieben die Grenzen ängstlich gesperrt, um das Hinausströmen der Kronen ins Ausland zu verhüten. Die Folgen hievon waren, daß der reelle Kaufmann keine Waare aus dem Ausland kaufen konnte, der Schieber aber erst recht auf krummen Wegen und mit Hilfe der neuen Attachés der Sukzessionsstaaten Millionen auf Millionen hinausbugsierte. Man wollte den Kurs der Krone halten und er sank unaufhörlich, man wollte aufbauen und konnte nicht, weil es an allem dazu fehlte. Heute ist die Krone geradezu völlig wertlos, das Land ist aller Rohmaterialien entblößt und es könnte nicht gearbeitet werden, sogar wenn man arbeiten wollte. Aber man will nicht, absolut nicht, die Arbeitsunlust ist furchtbar, und die Regierung tut alles, um sie zu unterstützen, statt sie zu bekämpfen. Wir zahlen mehr als hunderttausend Arbeitslosen Unterstützung von — je nach dem Familienstande — acht bis fünfzehn Kronen per Tag aus. Nichts dagegen einzuwenden, wenn sich an die Arbeitslosenunterstützung auch der Arbeitszwang angliedern würde, wie es in Deutschland der Fall ist. Aber bei uns hat nicht einmal dazu die Regierung die Macht. Man braucht Straßenarbeiter, Schneeschaufler, Holzfäller und kann sie nicht bekommen, weil die Leute es vorziehen, die Unterstützung einzukassieren und nichts zu tun. Nur das geistige Proletariat schreit nach Arbeit und drängt sich zu ihr, die manuelle Arbeiterschaft ist verhetzt, niemand unternimmt es, erzieherisch auf sie einzuwirken und die Zentralregierung wagt es noch immer nicht, die unerhört kostspielige Volkswehr aufzulösen, auch wenn tagtäglich der Polizeibericht zu erzählen weiß, daß hier und dort Volkswehrleute bei Diebstählen und Einbrüchen überrascht wurden. Die amerikanischen Herren haben aber einen tiefen Blick in diese abstrusen Verhältnisse getan und sie halten die Arbeitsunlust der Bevölkerung, die sich sogar auf dem flachen Lande unter den Bauern fühlbar macht, für bedrohlicher, als alles andere.

Irgendwie rieselt es im Bau der jungen Republik und wir alle haben das Empfinden, daß etwas Unerwartetes geschehen wird. Ob dieses Unerwartete in einem monarchistischen Putsch, der dieser Tage sich in Ungarn ereignen dürfte, bestehen wird, halte ich für fraglich. Von einer Wiederkehr der Habsburger will niemand, auch der Bauer nicht, etwas wissen, und im Lande selbst haben wir niemanden, der Autorität genug hätte, um die Rolle eines Diktators zu spielen. Von fremden Prinzen dürfte sich kaum einer dazu hergeben, die blecherne Krone des bankerotten Landes aufzusetzen, und nebenbei besteht das Häuflein der Monarchisten bei uns aus nicht ernst zu nehmenden Menschen, ehemaligen Berufsoffizieren und Aristokraten, die nicht im Volke wurzeln.

Und trotzdem — so geht es nicht weiter, etwas muß geschehen. Die Staatsschulen wachsen von Tag zu Tag, gearbeitet wird nicht, die neuen amerikanischen Kredite, die wir wohl bekommen werden, dürften knapp zum Ankauf von Lebensmitteln reichen, und die Länder, aus denen die kleine Republik besteht, streben immer heftiger und gewaltsamer von Wien weg. Gegen jede Verfassung hat eben Oberösterreich eine Holzausfuhrverordnung erlassen, in Innsbruck will man die Krone nicht mehr als Zahlungsmittel annehmen, sondern zieht die italienische Lire vor und das neueste ist, daß Oberösterreich eigene Zwei- und Zehnkronenscheine druckt, für deren spätere Einlösung die Landesregierung in Linz die Garantie übernimmt. Unter solchen Umständen ist eine Gesundung unmöglich, erscheint es ausgeschlossen, daß wir jemals die Wasserkräfte der Enns für Wien werden nutzbar machen können, unter solchen Umständen drängt alles dem Zusammenbruch, der Auflösung, dem Zerfall des kleinsten mitteleuropäischen Reiches zu.

Das Abendblatt der „Neuen Freien Presse" erscheint eben und enthält folgende Bulletins vom Krankenlager der Republik: Der Dollarkurs ist auf 105 gestiegen. Die Straßenbahn erhöht den Fahrpreis von 1. Januar auf eine Krone, die Preise für elektrisches Licht und Gas werden verdoppelt.

Was werden die nächsten Wochen bringen? Ich fürchte, nichts Gutes!

* * *

Täglich bringt mir die Post eine Flut von Briefen ins Haus, die meine amerikanischen Leser an mich richten. Ich bin bemüht, alle Anfragen so rasch als möglich zu beantworten, bitte aber zu bedenken, daß dies mitunter auch Zeit erfordert, weil durch den Zusammenbruch des Reiches Recherchen nach Verwandten und Freunden, die nach Böhmen, Jugoslavien, Posen führen, sehr schwer, oft sogar unausführbar geworden sind. Immerhin ist es mir gelungen, bis heute einundfünfzig Anfragen direkt zu erledigen. Immer wieder kommt die Frage vor: Soll ich meinen Verwandten und Freunden Lebensmittelpakete senden? Ich kann darauf nur antworten: Jawohl, so rasch und ausgiebig als möglich! Gleichgiltig, ob es sich um arme oder wohlhabende Leute handelt — eine kleine Schichte von Schiebern und Kriegsgewinnern ausgenommen — darbt alles und jeder jubelt, wenn er aus einem Paket ein paar Büchsen Konserven oder gar einen Schinken wickeln kann. Anfragen über die geänderten Rechts- und Erbschaftsverhältnisse, die mir überraschend zahlreich zugekommen sind, habe ich nach den Erläuterungen eines mir befreundeten Rechtsanwaltes nach bestem Wissen und Gewissen beantwortet. Die Bitte eines Lesers aus Philadelphia hingegen, seine in Salzburg lebende Familie aufzusuchen, konnte ich leider nicht erfüllen, da dies mehrere Tage und einen erheblichen Geldaufwand erfordern würde.

Die richtige Adresse.

Hans und Fritz sind bei der Großmutter zu Besuch. Abends betet Fritz mit brüllender Stimme: „Lieber Gott, schenk' mir übermorgen zum Geburtstag ein Schaukelpferd und eine Trompete."

„Warum brüllst Du denn so? Der liebe Gott ist doch nicht taub!" Da sagt Fritz:

„Nee, der nicht, aber Großmutter!"

Der Rückmarsch der deutschen U-Boote aus dem Mittelmeer.

(„Tägliche Rundschau", Berlin.)

Wenn wir in Pola oder in Cattaro auf unserem Wohnschiff saßen und von zukünftigen siegreichen Friedenszeiten sprachen, wurden natürlich Pläne geschmiedet über unseren Rückmarsch nach der Heimat. Eins stand fest, wir wollten möglichst viele Häfen anlaufen, besonders in Spanien, und wollten in geschlossener Flotille durch die Gibraltarstraße fahren, möglichst dicht den Engländern unter der Nase vorbei.

Aber wie anders kam es in Wirklichkeit! Der U-Boot-Krieg wurde eingestellt, die Boote wurden funkentelegraphisch nach Pola zurückgerufen und mußten beschleunigt klar machen zum Marsch nach Deutschland. Wir mußten jederzeit mit dem Einbrechen feindlicher Streitkräfte in unsere Stützpunkte rechnen. Die Boote, die in Ausbesserung waren, wurden vor den Hafen geschleppt und gesprengt, um dem Feind nicht in die Hände zu fallen. Manch alter Recke, der die Gefahren des Krieges mit Ruhm überstanden hatte, wurde dort zur Schlachtbank geführt, erschütternd für die Kommandanten und ihre Leute, die sachgemäß die Selbstvernichtung durchführten. Da wurde manchem Ritter des Pour le mérite das Auge feucht. Der Seemann liebt sein Schiff wie der Reiter sein Pferd.

Also großer Aufbruch. Die Nachrichten über Oesterreichs Haltung wurden immer bedrohlicher, schließlich lag der Rückmarschbefehl aus Deutschland vor. Die Boote scharten sich um das Wohnschiff wie die Küchlein um die Henne. Es wurde mit Hochdruck gearbeitet, Trinkwasser, Treiböl, Proviant übergenommen, die Maschinen wurden geprüft. Diese ganze Arbeit fiel dem Bootspersonal zu, da unsere Werftarbeiter schon in Weltverbrüderung machten und keinen Finger mehr rührten. Wer klar war, legte unter den Abschiedsgrüßen der zurückbleibenden Kameraden ab.

Mein Boot sollte programmäßig noch 14 Tage in der Werft liegen. Man kann sich also vorstellen, wie wir schuften mußten, um das Boot in drei Tagen, die uns als Frist gegeben wurden, fahrbereit zu machen. Fahrbereit oder sprengen. Ich entschloß mich, wenn ich mit dem Boot nur eben aus dem Hafen kriechen konnte, den Heimmarsch anzutreten. Ich spekulierte auf die dalmatinischen Kanäle, wo ich immer noch Zeit und eine verschwiegene Bucht finden konnte, um Fahrt- und Tauchübungen zu machen. Der erste Trimmversuch (Ausbalancierung des Bootes unter Wasser) mißglückte vollkommen. Das Boot war für die Nordsee, die spezifisch viel leichteres Wasser hat als das Mittelmeer, neun Tonnen zu schwer. Ich konnte aber unterwegs Gewichte von Bord geben. So lief ich denn am 29. Oktober morgens aus, mit der festen Zuversicht, „es wird schon klar gehen".

Wenn man die Hafenmole von Pola verläßt, hat man sofort mit feindlicher Gegenwirkung zu rechnen, man hat, wie in Flandern den Feind direkt vor der Haustür. Besonders liegen hier feindliche U-Boote auf der Lauer. Mit Zickzackkursen und haarscharfer Aufmerksamkeit des Brückenausgucks kann man der Gefahr entgehen. Im Laufe meiner U-Boot-Zeit ist es mir geglückt, fünf abgeschossenen feindlichen Torpedos erfolgreich auszuweichen. Dabei hatte aber auch meistens der liebe Gott die Hand am Steuer.

Vorbei an der Küste Istriens, vorbei an der Badeanstalt, wo wir so viele vergnügte Stunden im Sommer verbracht hatten, führte der Kurs über den Quarnero, der jedem Deutschen, der Abbazia oder Fiume besucht hat, bekannt ist. Bald steuerten wir in die zwischen den dalmatinischen Inseln gelegenen Kanäle ein, und ich fing an, das Boot einzuexerzieren. Besonders galt es, die Tauchbootbereitschaft des Bootes herzustellen. Die Wassertiefen waren hier weniger als 50 Meter, so daß keine Gefahr bestand, bei zu schwerem Boot in endlose Tiefen abzurutschen. Man hatte dann eben Grund. Alles ging klar, auch die eine Oelmaschine konnte in absehbarer Zeit wieder in Ordnung kommen. In Zaravecchia nahm ich einen ortskundigen österreichischen Reserveoffizier, mit dem ich mich nur auf Italienisch verständigen konnte, als Lotsen zum Passieren der Minensperren von Sebenico. In Spalato setzte ich ihn wieder ab. Dabei war große Vorsicht geboten, da ich nicht wissen konnte, wie die politischen Verhältnisse in dieser Stadt inzwischen geworden waren. Ich schlich mich also noch im Morgengrauen in den Hafen ein und stellte zu meiner Genugtuung fest, daß ich mit meiner 10,5-Zentimeter-Kanone den übrigen Schiffen im Hafen an Gefechtskraft überlegen war. Die Stadt war zur Feier der neu gewonnenen Unabhängigkeit festlich in den Landesfarben beflaggt. Die Bevölkerung hielt sich aber ruhig. Als ich den Lotsenoffizier abgesetzt hatte, lief ich unbehelligt wieder aus. Ich machte dann wieder im Kanal von Spalato Tauchübungen. Einer der Küstenschnelldampfer, die „Salona" hielt mich offenbar für ein Entente-U-Boot, hißte die rote Flagge auf und nieder und flüchtete mit hoher Fahrt an das felsige Ufer, wo sie sich aufsetzte. Ich hatte mir nicht träumen lassen, daß ich noch solche Wirkungen erzielen könnte.

Jetzt war das Boot so weit in Ordnung, daß ich die Durchfahrt durch die Otrantostraße wagen konnte. Ich ließ die Insel Lissa, die wir so gern anliefen, im Westen liegen und steuerte bei Ragusa in die offene Adria.

In der Otrantostraße war eine starke Bewachung aufgezogen. Es gelang mir aber, in der Nacht mit dem schnell laufenden Boot über Wasser die engste Stelle zu passieren, ohne tauchen zu müssen. Den vielen feindlichen Flugzeugen, die natürlich von unserem Auslaufen Nachricht hatten, wich ich aus, wurde jedoch oft von Scheinwerfern grell beleuchtet. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die U-Boote bei Nacht sehr schlecht zu sehen sind, während wir den Feind immer gesehen haben. Es gibt auch Menschen, die behaupten, der Engländer könne infolge der Beschaffenheit seines Auges in der Nacht sehr schlecht sehen. Das hat sich auch gezeigt, als in der Nacht nach der Skagerratschlacht ein englischer Panzerkreuzer direkt in unsere Schlachtschifflinie hineintaperte und vernichtet wurde.

Bei Hellwerden hatte ich die Otrantostraße hinter mir und stand schon im Jonischen Meer. Ich durfte befehlsgemäß nur noch feindliche Kriegsschiffe bei Tage angreifen, so daß feindliche Handelsschiffe, die ich in Geleitzügen häufig traf, von Glück reden konnten. Wie mancher fette Bissen ist mir da entgangen. Wir ließen die Festung Malta, den Nagel unter der Sohle Italiens, im Süden liegen und steuerten längs der nordafrikanischen Küste auf die Enge von Gibraltar los. Oefter zwangen feindliche Flieger und Luftschiffe zum Tauchen. Ich war bestrebt, meinen Anmarsch auf die Gibraltarstraße ungesehen zu gestalten. Die Engländer konnten sich aber an den Fingern abzählen, wann wir durchkommen mußten. So war ich auf allerhand Ueberraschungen gefaßt.

Ich hatte die Straße von Gibraltar im Kriege schon dreimal mit einem U-Boot passiert, so daß ich mit den örtlichen Verhältnissen vertraut war. Für den gewiegten U-Boot-Führer gab es dort keine besonderen Schwierigkeiten. Zweifellos würde aber jetzt der Engländer alles an Bewachung und Schikanen aufbieten, um uns abzufangen, wie die Ratten vor dem Loch. Mein Plan war, ganz dicht unter der afrikanischen Küste entlang zu fahren und möglichst weit über Wasser bei Nacht in die Straße einzudringen. Die Unterwasserfahrt in der Gibraltarstraße ist nicht ratsam, da der Meeresstrom dauernd vom Atlantik ins Mittelmeer hineinströmt und bei der geringen Eigengeschwindigkeit des Bootes unter Wasser das Vorwärtskommen verzögert oder überhaupt unmöglich macht. Auf größeren Tiefen soll allerdings richtiger Ebbe- und Flutstrom setzen, jedoch sind die Erfahrungen der U-Boote verschieden. Einen größen Einfluß auf die Strömung haben auch die Winde, die vorher längere Zeit geweht haben.

Ich hielt mich also dicht an der spanischen Afrikastadt Ceuta. Bei Almina Huk, der afrikanischen Ostecke der Gibraltarstraße, sah ich vor mir die Straße in märchenhafter Beleuchtung. Mein Wachoffizier sagte etwas von Varietébühne. Hunderte von Fahrzeugen — Zerstörer, Fischdampfer, Motorboote, U-Boot-Jäger — suchten mit Scheinwerfern die Straße ab, dazu standen am nächtlichen Himmel Fesselballone und Luftschiffe. Es war unmöglich, ungesehen über Wasser durchzukommen. Ich sagte mir, es geht entweder klar, oder es geht nicht klar. Und es ging klar.

In dieser Nacht gingen außer mir noch mehrere deutsche Boote durch die Straße. Wir hatten uns auf unserem Anmarsch schon mehrfach gesehen und einander zugewinkt. Einige hatten denselben Plan wie ich. Es dauerte nicht sehr lange, bis eins der anderen Boote gesehen wurde und tauchen mußte. Es hagelte Wasserbomben, die wir mit erschreckender Deutlichkeit spürten. Selbst mein Boot wurde dabei so erschüttert, daß ich einen Moment lang glaubte, wir wären auf eine Mine gelaufen. Der felsige Untergrund und die steilen Ufer der Straße, die hier nur etwa zehn Seemeilen breit ist, verstärkten das Getöse. Später behauptete jeder Kommandant, er habe für den Kameraden die Wasserbomben abbekommen.

Schließlich faßte mich ein Scheinwerfer in seinen Lichtkegel und hielt mich dauernd fest. Das war aber noch kein Grund zum Tauchen, da ich im Hintergrund die steile Felsenküste Afrikas hatte, unter der ich vollkommen verschwand. Anfangs hielt ich unseren eigenen Schatten an der Küste für ein feindliches mitlaufendes Motorboot, erkannte jedoch bald meinen Irrtum. Während ich nun mit äußerster Kraft der Dieselmotoren — immer noch über Wasser — westwärts steuerte, bekamen einzelne getauchte Boote ein wahres Trommelfeuer von Wasserbomben, deren Sprengtrichter hoch aufspritzten. Da ich sehr dicht an der Küste fuhr, wurde ich von Land aus gegen das helle Scheinwerferlicht als Silhouette erkannt. Große Bogenlampen, die dort in irgendeinem Steinbruch brannten, wurden wiederholt gelöscht und wieder angezündet, worauf auch bald ein englischer Zerstörer mit zwei roten Lichtern antwortete, und sich mit Kurs auf mein Boot mit äußerster Kraft in Bewegung setzte. Jetzt konnte es sich also nur noch um Minuten handeln, bis ich tauchen mußte. Der Wind kam von Steuerbord achtern, und man konnte den Rauch des Torpedobootes schon riechen — es roch so recht nach schlechter, schwefliger Kohle. Jetzt war der Zerstörer noch etwa 500 Meter Steuerbord achteraus von mir. Ich mußte tauchen. „Alarm"! Im entscheidenden Moment versagte die Alarmklingel; der Maschinist hatte aber am Luk in der Zentrale gestanden, weil er wußte, daß oben „dicke Luft" war, und hatte mein Kommando gehört, so daß der Befehl ausgeführt wurde. Nach 40 Sekunden war das Boot schon auf 20 Meter. Der Zerstörer mußte das Herauszischen der Luft aus den sich mit Wasser füllenden Tauchtanks hören und die Tauchstelle erkennen. Deshalb drehte ich unter Wasser um 90 Grad nach Steuerbord auf ihn zu, so daß seine Bomben an meiner Backbordseite unschädlich detonierten. Ich ging dann auf größere Tiefen, denn der Zerstörer meinte es wirklich gut und legte uns seinen ganzen Vorrat an Wasserbomben hin. Es bröckelte nur etwas Kalk von der Decke, und einige elektrische Birnen gingen aus. Als der Zerstörer seine acht Bomben herausgabt hatte, drehte ich wieder auf meinen alten Kurs und lief mit hoher Fahrt nach Westen. Ich mußte möglichst bald wieder auftauchen, um noch bei Nacht über Wasser schnell weiterzukommen. Der Zerstörer hatte sich jedoch Hilfe geholt, und es kam eine ganze Reihe anderer Fahrzeuge hinzu, die nun auch ihre Deckslast an Wasserbomben auf meinen vermutlichen Kurs streuten. Es donnerte jetzt in der ganzen Straße, und es war uns ein Trost, daß wir nicht die einzigen Leidtragenden waren. Ich mußte entscheiden, ob ich trotz der Wasserbomben auftauchte oder die Tangerbucht anlief, um mich den ganzen folgenden Tag dort auf flachem Wasser auf Grund zu legen. Das wäre sehr unangenehm gewesen. Auf alle Fälle mußte ich einen Rundblick nehmen, um nachzusehen wo ich war. Es gibt in der Straße auch ganz unberechenbare Querströme, und ich wollte auf keinen Fall etwa bei Tarifa Leuchtturm stranden. So gab ich denn trotz der Wasserbomben und einiger besorgter Gesichter meiner Besatzung, die an eine Horchverfolgung glaubte, den Befehl zum Auftauchen. Ich ging auf Sehrohrtiefe und sah zu meinem freudigen Schreck den Leuchtturm von Tarifa schon Steuerbord achteraus, und Backbord querab hatte ich die strahlend erleuchtete Stadt Tanger. Ich hatte nach meiner Berechnung etwa eine Seemeile Strom in meiner Fahrtrichtung gehabt, so daß ich viel tiefer war, als ich günstigsten Falls annehmen konnte. Also schnell ganz aufgetaucht und Turmluk auf. Achteraus einige Fahrzeuge, die noch Wasserbomben werfen. Ich lief über Wasser, anfangs elektrisch, um mich durch das Geknatter der Dieselmotoren nicht zu verraten, dann bei größerer Entfernung mit beiden Oelmaschinen und äußerster Kraft nach Westen ab. Ich mußte vor einigen kreuzenden Zerstörern noch einmal tauchen, war aber bei Hellwerden durch die Straße durc, und gut frei von Land. Wir hatten nur noch die Sorge, daß vielleicht eins der anderen Boote nicht durchgekommen wäre. Wie sich aber bald an den Funkenmeldungen erwies, war diese Sorge unbegründet. Wir waren alle durch.

Das war in der Nacht vom 8. zum 9. November 1918. Die geglückte Durchfahrt durch die Gibraltarstraße war wieder ein glänzender Beweis der Kriegstüchtigkeit des U-Bootes, besonders wenn man bedenkt, daß der Brite uns in der Gibraltarstraße kaltblütig erwartet hatte. Er hatte vollauf Zeit, seine Gegenmaßnahmen zu treffen, was der aufgezogene Apparat an Fahrzeugen und Scheinwerfern bewies. Ich glaube, der Kommandant von Gibraltar schämt sich heute noch seines Mißerfolges.

Ende November sammelten wir uns oben in Norwegen, wo auch die Boote, die keinen funkentelegraphischen Empfang hatten, vom Waffenstillstand und von der Revolution in Deutschland erfuhren. Wir liefen dann am 20. in geschlossener Flotille mit wehenden Kriegsflaggen und langen Heimatkwimpeln in Kiel ein. Mit drei Hurras holten wir Flagge und Wimpel nieder und stellten die Boote außer Dienst.

Der Tod des persischen Räuberkönigs.

Aus Teheran wird gemeldet, daß es der persischen Regierung gelungen ist, den berüchtigsten und berühtigsten Räuber des Landes Nayib Hussein gefangen zu nehmen, worauf der Tod durch den Strick an ihm vollzogen wurde. Nayib Hussein, der den Titel der „König der Räuber" führte, ist bereits so lange der Schrecken ganz Persiens gewesen, daß er zu einer der populärsten Sagenfiguren geworden war. Neben dieser Romantik der Legende stand aber die sehr reale Wirklichkeit, die die Bewohner der Stadt Kaschan und ihrer Umgebung empfindlich zu spüren bekamen. Der Räuberkönig, dem sein Sohn Maschallah Khan zur Seite stand, lebte auf einer stark befestigten Burg in der Nähe von Kaschan und erhob Tribut von allen Bazaren der Stadt, sowie von allen Karawanen, die das von ihm „beherrschte" Bereich durchzogen. Fügte sich die Stadt in irgendwelcher Hinsicht nicht seinem Willen, so besetzte er sie, und seine Macht war so groß, daß im Jahre 1912 die persische Regierung mit ihm einen Vertrag schloß, durch den er die Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Wege von Kaschan nach Kum und Yezd übernahm. Diese Aufsicht wurde von ihm natürlich zu den ärgsten Brandschatzungen ausgenutzt, sodaß man wirklich den Bock zum Gärtner gemacht hatte. In j